

## Die Wallfahrt von Mariastein

Autor(en): Ernst Baumann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1942

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/68b0abf3-e22e-4462-97a5-887e9ef97ae3>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Die Wallfahrt von Mariastein.

Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde.

Von Ernst Baumann

Jedem Basler ist Mariastein vertraut. Die meisten kennen es von Ausflügen ins Blauengebiet her. Immer wieder erfreut sie die einzigartige Lage des Klosters über den schroffen Felsen, der weite Platz vor der Kirche mit den schattigen Linden, die lichterfüllte Klosterkirche und die dämmerige unterirdische Gnadenkapelle mit dem lächelnden Marienbild. Wer gar den Wallfahrtsort schon an hohen Festtagen besucht hat, dem sind sicher noch die Farbenpracht der Prozessionen und das bunte Gewimmel der Pilgerscharen in Erinnerung. Viele kennen auch die wichtigsten Begebenheiten aus der bewegten Geschichte dieses bekannten Gnadenortes: Im Jahre 1648 verließen die Benediktinermönche von Beinwil ihr kleines Klösterlein im weltabgeschiedenen Lüsseltal und ließen sich im Stein nieder, der als Wallfahrtsort schon damals weitberühmt und vielbesucht war. Hier entfalteten sie in Seelsorge, Wallfahrt und Schule eine segensreiche Tätigkeit, bis sie in der Französischen Revolution ihr Wirkungsfeld verlassen mußten. Im Jahre 1804 konnten sie wieder in ihr Heim zurückkehren, doch nur auf kurze Zeit. Im Jahre 1875 wurde das Kloster von der Solothurner Regierung aufgehoben, und die Klostergüter wurden verkauft. Alle Mönche bis auf zwei, die zur Besorgung der Wallfahrt zurückbleiben durften, mußten ins Exil wandern, vorerst nach Delle in Frankreich, das sie aber 1901 verlassen mußten, dann nach Dürrnberg bei Salzburg und schließlich nach Bregenz am Bodensee, von wo sie am 2. Januar 1941 wiederum vertrieben wurden.

Hier soll aber nicht von der Geschichte des vielgeprüften Klosters die Rede sein, die übrigens noch ihres Bear-

beiters harrt, sondern von der *Geschichte der Wallfahrt*. Als Quellen dienten die reichen Bestände des Klosterarchivs, das seit der Klösteraufhebung in Solothurn ein Schlummerdasein führt. Daneben wurde auch die spärliche gedruckte Literatur herangezogen, besonders das selten gewordene Mirakelbuch aus dem 17. Jahrhundert.

Die *Legende* vom Ursprung der Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau im Stein ist allbekannt. Eines Hirten Weib hütete einst in der Gegend, wo heute das Kloster steht, das Vieh. Während sie, von der Hitze ermattet, schlief, suchte ihr Kind Blumen und fiel dabei über die Felsenwand ins Tal hinunter. Als die Mutter aus ihrem Schlummer erwacht war, suchte sie ängstlich ihr Kind und fand es im Tal. Als es die Mutter erblickte, eilte es ihr entgegen und erzählte ihr, wie die Muttergottes es beschützt habe:

Maria groß in ihre Schooß  
hat mich im Fall empfangen.

In schöner Gestalt und hellem Schin  
hat sich die Himmel-Königin  
allhie erzeigt zur Stunden.  
Ein Engelschaar zugegen war,  
seynd erst mit Ihr verschwunden.

Zuvorderst den Befelch mir gab,  
weil sie diss Wunder gewürcket hab,  
solt ichs bald offenbahren,  
es soll der Stein Ihr eigen seyn,  
wöll hie Ihr Hülff nicht spahren.

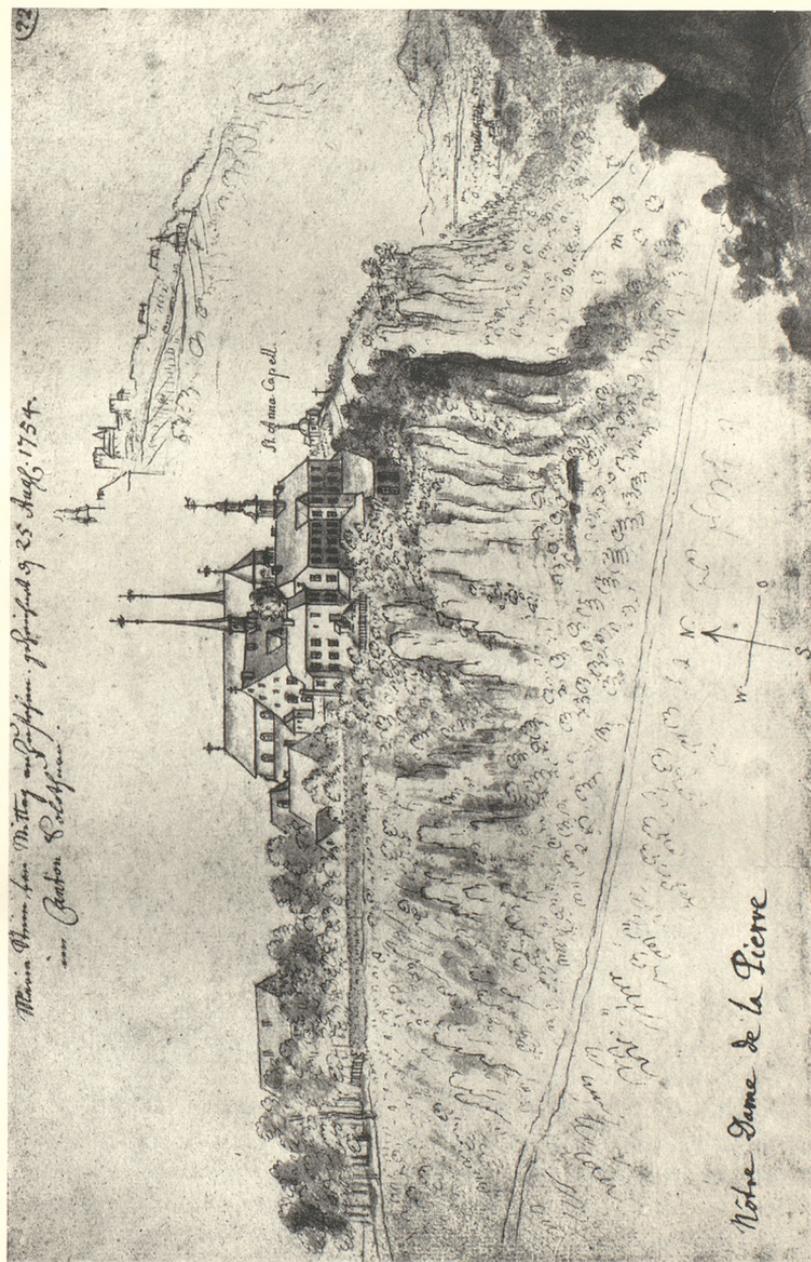
(Wallfahrtslied von P. Dominicus Gink, gedruckt 1693.)

Der Klostertradition zufolge soll sich dieses Wunder zu Ende des 14. Jahrhunderts zugetragen haben, und der gerettete Knabe soll der erste Einsiedler gewesen sein, der den heiligen Ort betreute. Aus Dankbarkeit und zur Bestätigung des Wunders hängten die dankbaren Eltern in der kurz darauf errichteten Kapelle des Kindes Hemdlein

auf, «so noch», berichtet ein Chronist des 17. Jahrhunderts, «bey unsern Zeiten ist daselbsten gsehen worden», und das Wunder wurde «dem frommen Pilgramb in unterschiedlich alten gemahlten und gestickten Tafflen allhier vor Augen gestellt».

Ob das Wunder vom Fall des Kindes wirklich am Anfang steht, oder ob an der Schlucht im Stein nicht schon vorher ein Klausner hauste, ist nicht festzustellen. In diesem Fall hätte das Wunder nur den Zustrom der Leute gebracht und aus der Einsiedelei einen Wallfahrtsort gemacht, wie dies ähnlich auch bei andern Wallfahrten geschehen ist. Solche Klausner und Klausnerinnen, die fern den Klöstern ein strenges Büberleben führten, gab es viele in Basels Umgebung, und ihr Andenken lebt noch weiter im Namen des Bruderholzes. In unmittelbarer Nähe von Mariastein, bei Metzleren, stand eine Rekluse, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts dem Predigerkloster geschenkt wurde.

Der jurassische Forscher Auguste Quiquerez, der überall keltische und römische Anfänge witterte, glaubte, Mariastein sei schon ein heidnischer Kultplatz gewesen. In einem sonderbar geformten, einem menschlichen Kopf ähnlichen Felsblock auf der Ostseite des Tales wollte er eine Fille de Mai erkennen, und die Höhle, die spätere Gnadenkapelle, sollte die Wohnung des Priesters gewesen sein. Daß die christliche Kirche sehr oft und geschickt heidnische Bräuche und Kultorte übernahm und sinngemäß umwandelte, ist bekannt; doch beweisen läßt sich in unserm Falle nichts. Sehr gut hätte sich die Oertlichkeit zu einem heidnischen Kultplatz geeignet, denn die Alten hatten eine Vorliebe für die Felsen, und auch der Höhenkult war ihnen nicht unbekannt. Dieser bildet neben der Verehrung von heiligen Bäumen und Quellen eine Wurzel des Wallfahrtsgedankens. In sehr alte Zeit hinauf reichen dürfte z. B. in der Umgebung von Mariastein der Helgenbrunn ob Leimen, der 1359 als «Heiliger Burn» bezeichnet wird.



Mariastein nach E. Büchel, 1754  
 Original im Besitz der Öffentlichen Kunstsammlung Basel



Die erste sichere Kunde über Mariastein stammt aus der Zeit des Basler Konzils. Mitte Oktober 1434 erschien vor dem Offizial zu Basel Leonhard Fricker, der Pfarrer von Metzleren, und klagte gegen den Ritter Arnold von Rotberg, in dessen Herrschaft Mariastein lag, daß dieser die Opfer in Geld, Wachs und andern Gaben, die auf den Altar und in den Opferstock der Marienkapelle im Stein gelegt wurden, für sich in Anspruch nehme, da doch die Kapelle seit ihrem Bestehen vom Pfarrer von Metzleren versehen werde. Aus den Aussagen der ortsansässigen Leute, die als Zeugen verhört wurden, geht hervor, daß in der Marienkapelle im Stein (Capella Sancte Marie im Stein) an den Muttergottesfesten und an der Kirchweih Messe gelesen wurde. Einer der Kundschafter führte an, er habe von einem steinalten Manne aus Metzleren gehört, daß die Kapelle von den Leuten seines Dorfes erbaut worden sei und daß sie immer zu diesem Ort gehört habe.

Vom gleichen Opferstreit ist auch die Rede in einem undatierten, aber aus der gleichen Zeit stammenden Brief des Ritters Arnold an Rudolf von Neuenstein, der seit 1433 Kollator von Metzleren war. Etwas später erhob auch der Pfarrer von Hofstetten Anspruch auf die im Stein fallenden Opfer. Um die Angelegenheit endgültig zu regeln, wandte sich Arnold von Rotberg, Bürgermeister von Basel, an das in seiner Stadt versammelte Konzil. Dieses bestimmte, daß die Opfer zum Unterhalt der Kapelle verwendet werden sollten, und unterstellte das Heiligtum direkt dem Bischof. Die vom Konzil unterm 14. März 1442 ausgestellte Urkunde nennt den Ort «im Steyn» (in certo loco silvestri in peruptis montium vulgariter im Steyn nuncupato) und spricht vom Wunder, das sich dort zuge tragen haben soll: «insigne prodigium quod illic accidit, videlicet quod quidam puer inibi a summitate montium ad infima vallium decidens miraculose per beatam virginem Mariam, ut pie creditur, conservatus remanserat illesus et in vita preservatus» (vom berühmten Wunder, daß

ein Knabe in die Tiefe gestürzt und durch die heilige Jungfrau Maria, wie man glaubt, wunderbar gerettet worden sei).

Der Zustrom der Gläubigen von Stadt und Land zu der in eine Kapelle umgewandelten Höhle muß damals schon groß gewesen sein, denn der Kommißbrief des Konzils spricht von einem solchen *magnus concursus utriusque sexus hominum causa devotionis singularis, quam fideles tam civitatis predictae (Basel) quam etiam circumiacentium terrarum ad ipsum locum pro veneratione ipsius gloriose virginis gerunt*. Dies geht übrigens schon aus dem Opferstreit hervor; denn um einen leeren Opferstock hätten sich die Pfarrherrn von Metzleren und Hofstetten kaum gestritten.

Die große Andacht und Innigkeit, die das Konzil an Ritter Arnold und einigen andern Adeligen preist, läßt sich vielleicht — falls es sich nicht um eine bloße Phrase handelt — in Zusammenhang bringen mit der ungeheuren seelischen Erschütterung der eben erlebten Pestzeit, wie sie Enea Silvio in ergreifender Weise geschildert hat. Durch Wallfahrten nach den Marienheiligümern Totmoos und Einsiedeln suchte man Gottes Zorn zu besänftigen. Vielleicht dürfen wir in der Stiftung Arnolds von Rotberg die Einlösung eines in der Schreckenszeit gemachten Gelübdes sehen.

Nach einem Brande, der Kapelle und Bruderhaus zerstörte, übergab Bischof Johann im Jahre 1470 Mariastein den Augustinern von Basel, und Landvogt Peter Hagenbach nahm es in seines Fürsten besondern Schutz. — Aus derselben Zeit ist uns, rein zufällig, der Name des Wallfahrtsbruders überliefert: Erhard Rust von Münchenstein kaufte sich im Glückshafen zu Basel ein Los. Solche Laienbrüder scheinen noch lange neben den Wallfahrtsgeistlichen in Mariastein gewohnt zu haben; im Jahre 1581 trat dort ein Wolfgang Schuler, seines Zeichens ein Weber, sein Amt an, während Jost Hutter dort als Wallfahrtpriester wirkte. — Die Augustiner stellten das Gotteshaus mit

Hilfe frommer Gaben, die ihnen der Rat in der Stadt Basel zu sammeln erlaubt hatte, wieder her, mußten aber weichen, als Solothurn mit der Herrschaft Rotberg im Jahre 1515 Mariastein erwarb. Die Verwaltung der Bettelmönche war keine vorbildliche gewesen, wenigstens nicht in der letzten Zeit ihres Wirkens; sie hätten, beschwerte sich Solothurn noch einige Jahre später, «dahin gesatz lichtverig priester, die dann unordenlichen an dem end gelept, allso das ettlich unnder inen die gaben, so Unnser frowen, der muotter gotts, zuo eren dahin gebracht, entragen, iren liederlichen frowen angehenckt unnd sunst unerberlichen daselbs husz gehalten». In der Reformation wurde die Kapelle von den aufrührerischen Bauern zerstört, Bilder und Zieraten verbrannt, die Kanzel zerschlagen und der Zugang zur Gnadenkapelle verschüttet.

Neuen Aufschwung brachten das Reichensteinische Wunder von 1541 und die eifrige Tätigkeit Jakob Augsburgers, welcher der Wallfahrt fast drei Jahrzehnte vorstand (1534—1561) und in seinem Testament bestimmte, daß künftig kein Armer den Ort ohne Gabe verlassen sollte. Deutlich ist in der Folgezeit das Anwachsen der Pilgerscharen aus den Akten zu erkennen: Als Augsburgers Nachfolger bestimmte der Rat zu Solothurn seinen Mitbürger Urs Häni, weil er, «zue füeglicher abwart der Pilgramben» dreier Sprachen mächtig war. Als sich 1586 ein betagter Geistlicher um die Pfründe bewarb, wies ihn Solothurn ab, «diewyl so gar ein große Waltfahrt daselbsten hin ist». Im Jahre 1607 wünschte der Wallfahrtspriester Felix Müller, Solothurn möchte ihm behilflich sein, vom päpstlichen Legaten die Erlaubnis zur Lossprechung besonders schwerer Fälle zu erlangen, da gar viel geistliche und weltliche Personen hier zu beichten und zu kommunizieren wünschten und zu diesem Zweck dahin geschickt würden, und da sich die Zahl der Pilger täglich mehre.

Nach einem erneuten Brand, der die Gebäulichkeiten bis auf die Fundamente zerstörte, übergab Solothurn die

Wallfahrtspflege den Benediktinern von Beinwil, die am 12. November 1648 ihren Einzug ins neuerbaute Kloster hielten. Damit begann für die Wallfahrt die Zeit ihrer größten Blüte. Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß diese Blüte gerade in die Zeit der Gegenreformation fällt, wo die katholische Kirche ihre alten Positionen befestigte und eine starke Aktivität entwickelte. Damals erfuhr auch die Marienverehrung eine mächtige Steigerung, was gleichzeitig dem Wallfahrtswesen neue Impulse verlieh.

Im Mittelpunkt der Wallfahrt steht das wundertätige *Gnadenbild*. Es ist eine sitzende Jungfrau Maria, die das Jesuskind auf ihrem rechten Arm trägt. Das Marienbild ist aus Stein, das Kind aus Alabaster. Der Klostertradition zufolge und nach den Angaben der Klosterchronisten soll es aus der Zeit des ersten Wunders stammen, also das erste Bild sein, das in der Höhle verehrt wurde. Der Stil scheint aber auf eine bedeutend spätere Zeit zu weisen; jedoch ist über eine Ersetzung des alten Bildes nichts bekannt, wie überhaupt schriftliche Ueberlieferungen über das Bild selbst sehr spärlich sind. P. Dominicus Gink, der Verfasser des Mirakelbuches, schildert es wie folgt: «So ist dieses braunleucht, doch etwas mit Rosen- oder Leibfarb undermengt und lächelndem Angesicht, also daß selbiges ohne sonderbahre Hertzens Erquickung nicht kann angesehen werden . . . Sonsten sitzt ehrengemelte Bildnuß drei Schuh hoch, gleichwol jemand ihm solches stehend, wegen heut zu Tag herrlicher Schmuckskleydung möchte einbilden: Auf dem rechten Armb halt sie ihr Jesus Kindlein, über die maßen lieblich und holdselig seine Äuglein gegen dir schießend, in der Schos trägt sie die Weltkugel, die linke Hand darob haltend als eine getrewe und hochmächtige Beschützerin ihres Reichs-Apfel; ist kurz zu sagen sehr anmüthig, süß, lieb- und trostreich anzusehen.»

Wie aus dieser Beschreibung hervorgeht, war die Statue schon im 17. Jahrhundert bekleidet. Dies entsprach dem damaligen Brauch oder besser gesagt Mißbrauch. Die Sitte, Marienbilder zu bekleiden, läßt sich im Abendland

einzelnen schon vor 1400 feststellen und wurde dann in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur Norm. Auf der ältesten Darstellung, einem Stich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, trägt Maria ein einfaches, faltenreiches Kleid mit einfachem Kragen, das Jesuskind ein Kleidchen mit spanischer Halskrause. Die zweitälteste Darstellung aus dem Jahre 1680 zeigt Maria mit einem reichbestickten Kleid und Schleier. Durch diese Kleidung wird der Eindruck erweckt, als ob die Statue stehe. Die meisten Prunkkleider wurden der Gnadenmutter als Weihgeschenke gegeben. So versprach 1641 die Mutter des geheilten Humbert Christoph Schenk von Castel ein damastenes Ehrenkleid; Maria Seraphina, die Schwester des Abtes Maurus Baron (1710—1719) und Aebtissin des Klosters Paradies im Thurgau, schenkte ein rotseidenes, mit Glasperlen besetztes Gewand, und Hortense, die Mutter Napoleons III., vergabte ein Kleid, das aus ihrem Brautschleier gefertigt war. Auch die Kronen, wie sie Maria und das Jesuskind schon auf den ältesten Darstellungen tragen, waren meist Gaben reicher Gönner. Am 4. April 1642 brachte der Kommandant der benachbarten Landskron, obgleich Protestant, eine silberne Krone für U. L. Frauen Bildnis, und der Fähnrich der Festung ließ eine Krone für das Kind anfertigen. Am 15. August 1926 wurde das Gnadenbild mit Erlaubnis des Papstes durch den Nuntius Maglione, den derzeitigen Staatssekretär des Heiligen Stuhles, feierlich gekrönt und die Wallfahrtskirche zur Basilika erhoben. Viele hohe kirchliche Würdenträger und an die 30 000 Pilger nahmen an dieser Feier teil, die den Höhepunkt in der neuern Wallfahrtsgeschichte darstellt.

In der Revolution wurde das Gnadenbild vor den anrückenden Franzosen geflüchtet und in Flüh mit einigen Paramenten und Linnenzeug in einer Backstube in die Erde vergraben. Als man dasselbe wieder aushob, fand man die Paramente vermodert, während das blauseidene, silbergestickte Gewand der Gottesmutter keinen Schaden genommen hatte.

Jährlich am Feste Maria vom Trost, dem ersten Sonntag im Juli, wird das Gnadenbild in feierlicher Prozession auf einem Prunkwagen durch die festlich geschmückten Straßen geführt. Mit gläubigem Vertrauen nehmen die Pilger nach der Prozession die Blumen vom Wagen und bringen sie heim als teures Andenken an die Mutter im Stein. An den Krankentagen wird das Bild zum Trost und zur Freude der Kranken, die den Weg in die tiefergelegene Gnadenkapelle nicht machen können, in die Basilika getragen und dort der Verehrung der Pilger ausgesetzt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß die Lehre der katholischen Kirche einen Kausalzusammenhang zwischen Bild und Erhörung ablehnt. Die offizielle Kirche hatte sich lange gegen die Verehrung der Wallfahrtsbilder gesträubt und dem Drängen des Volkes erst im ausgehenden Mittelalter nachgegeben. Das Tridentinische Konzil erklärte, die Bildnisse Christi, der Muttergottes und anderer Heiligen sollen in den Kirchen aufgestellt und beibehalten werden, und es soll ihnen die schuldige Verehrung erzeugt werden; doch soll das nicht nach Art der Heiden geschehen, welche die Bilder selbst verehrten. Die Ehre, die man in der katholischen Kirche den Bildern zollt, muß sich zurückbeziehen auf die Urbilder, die sie darstellen. Nach kirchlicher Lehre kann Gott allein unsere Bitten erhören; den Heiligen kommt nur eine vermittelnde Rolle zu. Erst recht kommt den Bildern nur insofern eine Bedeutung zu, als sie das Vertrauen des Beters zu steigern vermögen. Deutlich heißt es deshalb auch im Mariasteiner Mirakelbuch, das ja von einem Theologen verfaßt wurde, immer wieder, diese oder jene Erhörung habe sich durch die *Fürbitte* Marias ereignet. Dem Volke stand aber der sichtbar dargestellte Heilige, in Mariastein das Gnadenbild, viel näher als der unsichtbare Gott. Dies geht allein schon aus den Anrufungen hervor, die in den Mirakelberichten oft wörtlich überliefert sind.

Daß es bei solcher Einstellung des einfachen Volkes

oft zu Mißbräuchen kommen konnte, die eher als Aberglauben denn als kirchliche Frömmigkeit zu bezeichnen sind, ist begreiflich. In dieser Hinsicht ist ein Satz in der Basler Reformationsordnung auch rein volkspychologisch und historisch aufschlußreich: «Wir haben in unsern Kirchen zu Stadt und Land keine Bilder, weil sie vormals viel Anreizung zur Abgöttereie gegeben.» Daß die Augustiner zu Mariastein ähnlichen Mißbrauch getrieben, erfahren wir aus den «Gesprächen» (Colloquia) des Erasmus. In einem langen Dialog vom Wallfahren (Peregrinatio religionis ergo) wendet sich der katholische Humanist gegen Reliquienkult und Pilgerfahrten. Dabei führt er einen Brief an, den die Muttergottes von Mariastein (Virgo lapidea) selbst geschrieben und auf die Kanzel gelegt haben soll und worin sie sich einerseits lobend über die Glaubensneuerung ausspricht, da sie nun weniger mit allen möglichen unsinnigen Bitten belästigt werde, und andererseits sich über den Rückgang der Opfer beklagt. Ob die Augustiner wirklich einen solchen Brief herumgeboten haben, oder ob er eine reine Erfindung des Erasmus ist, womit er den ihm unliebsamen Bettelmönchen eins auswischen wollte, steht nicht fest. Auf jeden Fall gibt die Stelle deutlich die beiden Standpunkte wieder, den der gebildeten Oberschicht, der Städter, und den der Unterschicht, des primitiven Landvolkes.

Zeitweise galt auch die barocke Statue der Schmerzhafte Mutter in der Reichensteinischen Kapelle als gnadenreich. Gelegentlich nahmen die Pilger ihre Zuflucht auch noch zu andern Heiligen, «wohl wissend», wie es in einem Bericht aus dem Jahre 1655 heißt, «daß viler Patronen Vorbitt vor Gott kräftiger könne einen Gnaden-Guß auswürcken». Bevorzugt wurden die heiligen Namenspatrone der Hilfesuchenden, der hl. Joseph, der Bräutigam der Gottesmutter, und seit der Mitte des 17. Jahrhunderts besonders die heiligen Vitalis und Marcellus. Die Leiber dieser beiden Katakombenheiligen waren in den Jahren 1650 und 1654 dem Kloster geschenkt worden. Die

feierliche Translation fand am 31. August 1656 statt und gestaltete sich zu einem prunkvollen Fest, wie sie damals in der Mode waren.

Unzählig sind die *Mirakel* und *Gebetserhörungen*, die sich nach der Ueberlieferung bei Unserer Lieben Frau im Stein zugetragen haben im Laufe der Jahrhunderte, vom Fall des Kindes bis in die unmittelbare Gegenwart. Es steht uns nicht zu, über den Wert dieser Wunder ein Urteil zu fällen; doch darf wohl gesagt werden, daß sehr viele dieser Erhörungen bloß nach dem persönlichen Ermessen einzelner Personen eingetroffen sein mögen, und daß die allerwenigsten davon vor der peinlichen Untersuchung der römischen Ritenkongregation Bestand hätten. Doch dies ist hier, vom *volkskundlichen* Standpunkt aus, belanglos.

Das bekannteste Wunder außer dem schon erwähnten von der Rettung des Kindes ist das Reichensteinische, das sich im Jahre 1541, also gerade vor vierhundert Jahren, ereignet hat. Vor der damals herrschenden Pest flüchteten sich mehrere adelige Personen, darunter Hans Thüring Reich von Reichenstein, nach Mariastein, «umb gesünderen Lufft daselbsten zu genießen». Am Luzientag erging sich die erlauchte Gesellschaft im Garten am Rande des Tales. Hans Thüring sonderte sich von seiner Begleitung ab. An einem Baum sich haltend wollte er sich über den Rand des Tales beugen:

Der Baum ist faul, er kracht und bricht,  
 der Mann kann sich enthalten nicht,  
 fällt mit dem Ast ins tieffe Thal.  
 Zwanzig und vier Kloffter zumahl  
 hat er gemessen schnell in Eyl.

(Hans Rudolf Rebmann, Poetisches Gastmahl.)

Bei diesem Fall blieb er zwar nicht wie der Hirtenknabe unverletzt, doch hatte er sich keine lebensgefährlichen Verletzungen zugezogen. Nach drei Stunden fand ihn der Wallfahrtspriester Jakob Augsburgsberger mit zer-

brochenem Kiefer im Tal liegen. Der Priester eilte zur nahen Flühmühle und rief den Müller Werner Kuri, der zugleich Pfleger von Mariastein war, und dessen Knecht zu Hilfe. Diese führten den Junker zur Mühle, wo er eine Woche in Pflege bleiben mußte, worauf er auf einer Bahre auf die väterliche Burg Landskron getragen wurde. Zum Dank ließ der Vater des Geretteten an der Unglücksstelle ein Kreuz errichten und schenkte die Kleider, die er im Fall getragen, in die Kapelle. Daraus wurde ein Meßgewand mit dem Reichensteinischen Wappen gefertigt. Dieses Meßgewand wurde noch kurz vor der Klostersaufhebung in der Sakristei aufbewahrt, ebenso das Schwert mit dem vom Fall beschädigten Griff. Der Vater ließ ferner durch den Stadtschreiber von Pfirt den Hergang des Wunders in einer pergamentenen Urkunde festhalten und durch einen unbekanntem Künstler C. H. auf einer großen Votivtafel darstellen. Diese Votivtafel ist nicht nur die älteste erhaltene von Mariastein, sondern wohl auch der ganzen Schweiz; ist sie doch nicht viel jünger als die bekannten Votivbilder von Altötting. Auch durch ihre Größe und die künstlerischen Qualitäten steht sie weit über dem Mittel der üblichen Votivbilder. Sie stellt in synchronistischer Auffassung den Hergang des Wunders dar. Ueber den Wolken thront Gottvater, umgeben von Christus, Maria und den Engeln; dabei hat sich der Künstler in der Darstellung der Muttergottes nicht an das Gnadenbild gehalten. Auf der Ebene von Mariastein stehen neben der Kapelle und dem Bruderhaus klagende Personen, und unten sind die Auffindung Hans Thürings, seine Ueberführung nach der Mühle und der Burg in lebendiger Weise geschildert. Das Bild diente zuerst als Altarblatt in der von Peter Reich gestifteten Kapelle, wo heute noch ein Sakramentshäuschen mit dem Wappen des Stifters zu sehen ist. Später wurde es oberhalb des Eingangs zur Gnadenkapelle angebracht, und seit der Klostersaufhebung befindet es sich im Museum zu Solothurn.

Aus dem 16. Jahrhundert sind nur noch zwei weitere

Wunder überliefert, die sich in den Jahren 1579 und 1599 ereignet haben. Die eigentliche Flut der Wunder beginnt mit dem Jahre 1612, als Melchior von Heydegg die Wallfahrtsseelsorge übernahm, und erreicht ihren Höhepunkt in der zweiten Hälfte des gleichen Jahrhunderts.

Melchior von Heydegg stammte aus Sursee und betreute die Wallfahrt während 22 Jahren. Er war ein überaus seeleneifriger und frommer Priester, ein Mystiker. Ganze Nächte verbrachte er im Gebet in der Gnadenkapelle. Hier wurde er zu verschiedenen Malen mit Visionen begnadet, die er auf kleinen Zettelchen aufzeichnete. Hier fand er auch seine letzte Ruhe. So schreibt er unterm 3. November 1630: «Mane post tertiam horam Visio mulieris cum infante, unico filio suo mihi praesentato.» (Morgens nach drei Uhr erschien mir die Muttergottes mit dem Jesuskind.)

Eines dieser mit zierlicher Schrift geschriebenen Zettelchen enthält auch Aufzeichnungen und stichwortartige Beschreibungen von Wundern. Es trägt den bezeichnenden Titel «Miracula vel gratiae jm Stein». Heydegg unterscheidet also zwischen miraculum, Wunderwerk, und gratia, Gnade, Guttat. Die gleiche Unterscheidung macht ein deutsches Mirakelbüchlein von 1746. Dort wird mit Mirakel eine ungewöhnliche, wunderbare Begebenheit bezeichnet, die sich gegen die Naturgesetzte ereignet, und unter Gnade wird jeglicher gute Ausgang oder Erfolg verstanden, der neben der Anrufung Gottes oder der Fürbitte eines Heiligen die Mitwirkung natürlicher Ursachen nicht ausschließt.

Die Geistlichen, welche die Wallfahrt im 16. und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts betreuten, scheinen wenig Wert auf die schriftliche Fixierung der Wunder gelegt zu haben. «Aut perierunt, aut curatorum negligentia conscripta non sunt» (Entweder sind die Aufzeichnungen verloren gegangen, oder die Wunder aus Nachlässigkeit der Geistlichen nicht aufgeschrieben worden), bemerkt

ein Sammler aus dem 17. Jahrhundert. Was P. Odilo Ringholz von Einsiedeln sagt, läßt sich auch auf Mariastein anwenden: Man war eben zu fest von dem wunderbaren Charakter der Gnadenstätte überzeugt, als daß man noch auf andere Beweise besonderes Gewicht gelegt hätte. Als hauptsächlichste Gründe für die Aufzeichnung der Wunder können genannt werden die Begeisterung und Dankbarkeit gegen das Heiltum, der berechtigte Stolz auf das eigene Kloster und auch eine gewisse Geltungssucht und Hang zur Betriebsamkeit. Das Kloster war an der Blüte der Wallfahrt und den damit verbundenen Stiftungen und Opfern auch wirtschaftlich interessiert; war doch die erstrebte ökonomische Besserstellung der Hauptgrund für die Verlegung des Konventes aus dem abgelegenen Beinwilertal gewesen.

Deutlich tritt bei der Abfassung der Mirakelberichte da und dort auch die kämpferische, apologetische Haltung hervor. So war das Reichensteinische Wunder aufgezeichnet worden «ungehindert, ouch unangsächen aller Juden und Finden unsers Christlichen glauben, ouch der Julianischen zuoreden und verachtung, denen kein ding so guot ist, sy understönd es mit fuoßen oder falscher red zu lesteren und gar zuo boden stoßen». Im Barock schließlich, welcher die Marienverehrung stark förderte und der Volksfrömmigkeit stärkste Anregung gab, empfing das Streben, Mirakelbücher anzulegen, besondern Antrieb. Es war, schreibt Georg Schreiber, nach dem Lebensgefühl des Barock nicht in der Ordnung, wenn man die Mirakel nicht sorgsam aufzeichnete.

Ein eigentliches *Mirakelbuch*, das heißt ein Foliant, in welchen die Geistlichen die Wunder in chronologischer Reihenfolge eintrugen oder durch die Erhörten eintragen ließen, scheint in Mariastein nicht geführt worden zu sein; hingegen wurden, besonders seit der Uebernahme der Wallfahrt durch die Benediktiner, die Zeugnisse über die Gebeterhörungen eifrig gesammelt, wohl auch von den Erhörten erbeten und gelegentlich zu größern und

kleinern Sammlungen vereinigt. Solche Vorarbeiten zu Mirakelbüchern sind verschiedene erhalten. Wir können aber nicht näher darauf eingehen und brauchen es um so weniger, als die meisten im gedruckten Mirakelbuch von P. Dominicus Gink reichlich Verwendung fanden.

P. Dominicus Gink (1639—1701) stammte aus Altkirch. Früh trat er ins Kloster ein, wo er 1662 zum Priester geweiht wurde. Er betätigte sich als Komponist und verfaßte mehrere Marienlieder. Im Jahre 1693 gab er auf den Wunsch seiner Obern das Mirakelbuch heraus. Es umfaßt nahezu 700 Seiten und trägt den barocken Titel: «*Lapis Probatus Angularis Mariae*. Bewährter Eck- und Gnaden-Stein Mariae. Das ist: Grund-wahrhaffter, umständlicher Entwurff und Beschreibung der wunderthätigen weitberühten Heiligen Wallstadt zu unser lieben Frawen im Stein in Eydgnossisch-Solothurner Herrschafft gelegen; wie auch Derselben eygentlicher Ursprung, Auffnahm und Fortpflanzung samt authentischer Verfassung vielfältiger Miraclen, Wunder-Wercken, Gnaden, auch hochschätzbaren Wol- und Gutthaten, so die Allmächtig- und Gütigkeit Gottes durch trewe Vorbitt Mariae seiner hochwehrteten Mutter in ermeltem Gnadenreichen Ort gewürckt und ertheilt hat . . . Gedruckt zu Bruntrut bey Jacob Bruder, 1693.»

Abt und Konvent widmeten das Werk dem hohen Rat der Stadt Solothurn, dem sie es am 2. Februar 1694 durch den Subprior und den Großkeller feierlich überreichen ließen. Die Widmung ist auch auf dem Titelkupfer zum Ausdruck gebracht: Die beiden Landespatrone Urs und Victor bringen der Gnadenmutter, die in den Wolken erscheint, den rot-weißen Landesschild dar. Darunter erblickt man das Kloster und vor diesem sechs Pilger, die vertrauensvoll zu Maria emporblicken. In der Vorrede werden Zweck und Inhalt des Buches umschrieben; dabei wird die schon oben erwähnte Unterscheidung zwischen Mirakeln oder Wunderzeichen und Gnaden, Wohl- oder Guttaten gemacht.

LAPIS PROBATUS ANGULARIS

# MARIÆ

Wahrharter Eck- und Gnaden-Stein  
A M R N E

Das ist/  
Grund- wahrhafter / vnstündlicher Entwurff/  
und Beschreibung der wunderthätigen weisberühmten  
Heiligen Wallstadt

Du vnser lieben Frauen im Stein  
In Eygnosßlich, Solohurner Herrschafft gelegen;  
Wie auß

Der selben eygentlicher Drsprung/  
Aufnahm- und Toppflanzung/ samt authentis-  
cher Verfassung vielfältiger Miracul- / Wunder-  
Wercken, Gnaden/ auch hochschätzbaren Wol-  
und Guitharen.

So die Allmächtig- und Gültigkeit Gottes durch  
seine Doctir MARIÆ seiner hochhochstrefften Mitter  
in erndtem Gnadenreich Den gewirckt  
und ertheilt hat.

Verfaßt und beschriben durch den Ehrwürdi-  
gen P. Dominicum Guncel Capitularen des-  
Ordens / S. Benedictis Dydens.

In Petra exaltati me, Pal. 60.

Cum Licentia Superiorum.  
Gedruckt zu Druntrut bey J. Job. Bruders / 1693.  
Zu finden darselbsten und bey D. J. Fr. Stein.



Mariasteiner Mirakelbuch, 1693

Titelblatt

Titelkupfer



Eigenartig und echt zeitgemäß wie der Titel sind auch die Anlage des Buches und sein Stil. Die Mirakelerzählungen sind nach ihrem Charakter in zwölf Kapitel eingeteilt. Jedes trägt als Ueberschrift den Namen eines «köstlich und auserlesensten Apocalyptischen Grundfundamental-Edelgesteins». Zu Anfang eines jeden Kapitels werden Maria und ihr Wunderstein (Mariastein) mit dem betreffenden Edelstein verglichen, wobei Vergleiche aus der Heiligen Schrift, Albertus Magnus, Dionysius Areopagita, Richard von St. Viktor und andern Autoren des Mittelalters herbeigezogen werden. Von einigem volkskundlichen Interesse sind die Angaben über den magischen Wert und die Verwendung der einzelnen Steine als Talismane. So heißt es vom Saphir: «Er ist ein bewährter Praeservativ vor gefährlichen Anstöß und Fällen und so derselbe auf der Brust getragen wird, macht er ein fröhlich Gemüt und Geblüt... Der edle Saphir ist Abfeind allem Gift, dahero er vertreibt alles Ungeziffer, als Spinnen, Krotten und er ist auch ein getrewer Freund der keuschen Reinigkeit und reinen Keuschheit, sonsten zerspringt er.»

Nach den einzelnen Wundererzählungen folgen vierzeilige, oft sehr ergötzliche Reime. Dafür einige Beispiele:

Von Evae Biß kommt her der Kropf,  
wie etliche thun sagen,  
bis Maria der Schlang den Kopf  
zerknirscht, umdreht den Kragen.

Gleich wie die Spinn der Muck nach jagt,  
also der Todt dem Mensch nach schnapt.  
Offt durch dein Stein wird ihms abg'sagt,  
daß er seim Wunsch nach nichts erdapt.

Dem Keyser nicht alles grad zuzieht,  
man schickt ihm auch die Krummen:  
was aber in den Stein marschiert,  
gantz grad zuruck ist kommen.

Bei der Beschreibung der Wunder bemühte sich der Verfasser, sie möglichst getreu wiederzugeben, wie sie ihm oder einem Confrater im Beichtstuhl oder bei der Uebergabe der Motivtafeln erzählt wurden, oder wie sie ihm in den schriftlichen Zeugnissen vorlagen. Manche der letztern, besonders amtlich beglaubigte, mit Siegel und Unterschriften versehene wurden wörtlich abgedruckt.

Wenn wir diese Blätter durchgehen, entrollt sich uns ein ergreifendes Gemälde menschlicher Not, körperlicher Gebrechen und seelischen Leidens. Mancher Moderne mag darüber ungläubig und verächtlich den Kopf schütteln; doch wer einigermaßen mit kulturgeschichtlichem Sinn begabt ist, wird sie nicht als Zeugen menschlicher Dummheit und Aberglaubens, sondern vielmehr menschlicher Not, Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit und kindlicher Frömmigkeit betrachten, mag uns auch manchmal ein seltsames Kuriosum oder der unfreiwillige Humor der naiven Stilisierung zum Lächeln bewegen (R. Kriß).

Um eine Vorstellung von den mannigfachen Anliegen zu geben, in welchen sich die Gläubigen des 17. Jahrhunderts an die Gnadenmutter im Stein wandten, geben wir im folgenden die Ueberschriften einiger Kapitel wieder und fügen ihnen die Anzahl der angeführten Wunder und die Zeit an.

#### *Saphir.*

In gefähr- erschrock und auch tödlichen Fällen wird vilen das Leben in und durch Mariae-Stein wunderlich erhalten.

28 Wunder, 1638—1682.

(Bei vielen andern Wallfahrtsorten kehrt das Ursprungsmotiv immer wieder. Die Rettung in Stürzen und Fällen war gewissermaßen eine Spezialität von Mariastein.)

#### *Smaragd.*

Blinde und sonst mit Augenwehe behaftete werden mit erwünschtem Gesicht begnadigt.

10 Wunder, 1652—1683.

Krumme und Lahme werden theils gradgliedig, theils von Beinbrüchen erhalten.

18 Wunder, 1616—1684.

*Beryll.*

Stumm- und Sprachlose werden redend. Tumm- und Gehörlose werden hörend.

6 Wunder, 1633—1676.

*Chrysopras.*

Taub sinnige, von dem hinfallenden Siechtag, Schlag-Fluß und Wassersucht Beträngte erhalten ihre Gesundheit in Mariae Stein.  
10 Wunder 1650—1687.

Leibs-gebrochene, vom reißenden Stein und Gieß Geplagte werden gantz und erlediget.

15 Wunder, 1650—1680.

*Chrysolith.*

In das Wasser gestürzt- und ertrunkene Personen erlangen widerum ihr versteckt- und erloschenes Leben.

11 Wunder, 1648—1685.

Die in eußerster Wassers-Noth und Gefahr herum getriebene Personen erreichen den gewünschten Port und werden zumal glücklich an das Land gesetzt.

22 Wunder, 1616—1684.

*Topas.*

Mit allerhand Fieber, Suchten, Pesten, Blutgäng, Roht-Ruhren und Kinds-Blattern angesteckte Personen genesen durch Mariae Gnaden-Stein.

17 Wunder, 1612—1679.

*Karfunkel.*

Schädlich und grob umfressende Brunsten und Fewrs-Nöhten, wie auch dergleichen Gefährlichkeiten mehr werden durch Gewalt- und Wunderthätigkeit Mariae Steins gehämnet und gedämnet.

8 Wunder, 1659—1684.

*Amethyst.*

Absonderliche Gnaden, Wol- und Gutthaten Mariae Steins in unterschiedlichen so wol Seel als Leibs Trangsals und Anligen.  
18 Wunder, 1637—1684.

Der Lapis probatus enthält im ganzen 266 Wundererzählungen aus den Jahren 1599 bis 1687. Es ist dies nur eine kleine Auslese, denn im Klosterarchiv befinden sich noch viele Zeugnisse, die nicht ins Mirakelbuch aufgenommen wurden, und Boell konnte bei der Abfassung seines 1871 erschienenen Wallfahrtsbüchleins ein Heft benützen, in welchem allein für die Jahre 1630—1676 356 Wunder aufgeführt wurden.

Nicht alle Wunder jedoch, welche die Pilger glaubten erfahren zu haben, wurden von den Wallfahrtspriestern kritiklos aufgenommen; oder sie wurden in den Akten doch wenigstens als zweifelhaft hingestellt; so etwa, wenn der aufzeichnende Geistliche dazu bemerkte, «an ope humana solum, an Divino-Mariana, nescio». (Ob dies bloßer menschlicher Hilfe zu verdanken ist, oder ob Maria es mit himmlischer Hilfe bewirkt hat, kann ich nicht entscheiden.) Es wurde auch von Zeit zu Zeit immer wieder das Verbot erlassen, Votivtafeln aufzuhängen, ohne genauen Bericht über das Mirakel zu geben. In die zweite Auflage des Mirakelbuches wurde folgende Aufforderung an die Wallfahrer aufgenommen: «Von Seiten eines Löblichen Gottshauß Unser Lieben Frauen im Stein werden hie mit alle und jede Pilgramen, so Votiv- oder Gelübdtäfelin allhero überbringen, freundlich gebetten und ersucht, daß sie solche Votiv- oder Gelübds-Tafeln nicht ohnangemeldet aufhencken, sonder entweders dem Herr Beicht-Vater oder einem anderen Capitular-Herren durch den Portner mit umständlicher Anzeigung des Mirackels oder Wunderwercks, der Umständen, auch nothwendiger Gezeugniß und Anlobung an- und eingeben. Dann man künfftig hin die heimlich eingetragene und aufgehenczte nicht mehr gedulden, sonder völlig abschaffen werde.» Eine ähnliche dringende Bitte an die Pilger findet sich auch in Boells Bächlein.

Die Erhörten waren anderseits eifrig bestrebt, die erfahrene Guttat am gehörigen Ort anzuzeigen; denn allgemein bestand die Meinung, daß eine Unterlassung der Anzeige die Wiederkehr der Krankheit ebenso herbeiführen könne als die Unterlassung des versprochenen Opfers oder der versprochenen Wallfahrt.

Ohne auf eine nähere Untersuchung des Stils des Mirakelbuches einzugehen, sei nur bemerkt, daß es strotzt von Wortspielen, barocken Uebertreibungen und kühnen, drastischen Vergleichen, wie zwei Beispiele andeuten mögen: Vom Tod eines Kindes heißt es, daß es der Tod

«mit seiner Sensen schon im Mutterleib höchst bedauerlich abgemähet», und um eine gefährliche Kopfverletzung anschaulich zu machen, schreibt Gink, daß «das Hirn dergestalten erweckt und angereizet ward, daß man mercklich seine saußend und wallende Bewegnussen verspühren kunte».

Als man den Lapis probatus im Jahre 1751 neu herausgab, wurden die meisten Mirakelerzählungen in gleicher Form übernommen und einige aus dem 18. Jahrhundert beigefügt. Diese zweite Ausgabe erschien nur in geringer Auflage, so daß sie bald nicht mehr erhältlich war. Deshalb unternahm es P. Ambros Bieler, ein neues kleineres Büchlein zu schreiben, das aber unseres Wissens nicht in den Druck kam. Am 21. Dezember 1767 konnte er das Manuskript dem Abt überreichen. Es trägt den Titel «*Wunderreicher Marianischer Gnadenstein*» und enthält eine kurze Geschichte der Wallfahrt, Beschreibungen von Wundern, Gebete und eine Anleitung nützlich zu wallfahren.

In gewissem Sinne die Fortsetzung von Ginks Mirakelbuch bilden die Arbeiten von P. Anselm Dietler (Kurze Geschichte der Wallfahrt Mariastein. Solothurn 1845), Adolf Boell (Kurze Geschichte des Klosters und der Wallfahrt zu Maria Stein. Einsiedeln 1871) und P. Lorenz Eschle (Unsere Liebe Frau im Stein in Wort und Bild: Geschichte der Wallfahrt und des Klosters Mariastein. Solothurn 1896). Dem gleichen Zwecke dient die seit 1923 erscheinende Wallfahrtszeitschrift «Die Glocken von Mariastein».

Es ist begreiflich, daß es den Benediktinern von Mariastein willkommen war, wenn sie von den Leuten vernehmen durften, daß die Wunderkraft des von ihnen gehüteten Gnadenbildes die anderer Gnadenorte übertraf. Sie verschwiegen es aber auch nicht, wenn Hilfesuchende ihre Wallfahrtsstätte nicht allein besuchten, sondern, um sicher zu gehen, sich zu einer *Mehrortswallfahrt* entschlossen.

Dem Rheinfelder Bürger Hans Jakob Bowald wurde 1680 ein Knäblein geboren, das mit einem Bruch behaftet war. Der Schnitt mißlang, denn «die Artzet seynd unsers Herrn Gottes Menschen-Flicker, doch fählet es ihnen auch gar offt». Man trug das Kind nach Säckingen; doch es beliebte dem hochberühmten heiligen Fridolin, den Vortritt der Muttergottes zu lassen. Nachdem das Kind nach Mariastein verlobt war, wurde es gesund.

Von einem Gelübde zu drei Gnadenstätten berichtet das eigenhändige Schreiben des Theobald Widerspach von Pfirt: «Den 1. Maij 1662 hat mein Knab ein Bruch bekommen. Do haben wir ihne gartziret bis zur Faßnacht, doch hat es alles nicht helfen wöllen. Do hab ich mit dem Balbierer schon abgeredt gehabt, daß ich ihn umb Mittelfasten hab wöllen schneiden lassen. Do hat mein Fraw drey Tafelen versprochen machen zlassen, eine zue Unser Lieben Frawen in Stein, die andere zue S. Jost und die dritte gehn Einsidlen. Do ist von Stundt an der Bruch vergangen und haben seither nichts mehr gespürt. Gott seig ewig Lob und Danckh gesagt.»

Das Korrelat der Erhörungen sind die *Votivgaben*. Ihre Darbringung erfolgte hauptsächlich aus zwei Gründen. Der Spender wollte dadurch entweder eine besondere Hilfe oder Gnade erflehen oder seinem Dank für die erlangte Hilfe sinnfälligen Ausdruck verleihen.

Am ursprünglichsten ist wohl die Sitte, daß die geheilte Person — es betrifft meist Kinder — als «Opfer» dargebracht wurden. Ein Elternpaar aus Dornach, dessen Kinder an den Blattern erkrankt waren, versprach 1658, «ihre gesamte Jugend durch eine Kirchfahrt in die heilige Capell baldest zu führen und selbige daselbsten als dankbare Wunder-Bilder vorzustellen und zu praesentieren». — Eine Frau aus Flachslanzen gelobte im Wochenbett, wenn ihr Kind am Leben bleibe, «so wollte sie dasselbige krafft einer heiligen Bittfahrt in dero von Gott reich gesegnete Wallstatt im Stein ehest tragen und dankbarlich aufopfern

lassen». Manchmal heißt es wörtlich, man habe das Kind anstatt eines Gelübdetäfelchens aufgeopfert.

Im Zusammenhang mit diesem Brauch treffen wir zu verschiedenen Malen das Versprechen, das Kind während einer bestimmten Zeit weiß zu kleiden.

In den meisten Fällen wurden Votivtafeln gestiftet; doch werden in den Wunderberichten und im Mirakelbuch auch andere Votivgaben erwähnt, die heute ausnahmslos verschwunden sind. Sehr häufig waren Gaben von *Wachs*, die nach einer gewissen Zeit eingeschmolzen und zur Herstellung von Kerzen verwendet wurden. Ein interessantes Wachsoffer ist aus dem Jahre 1644 überliefert. Eine Frau aus dem Elsaß brachte «ein wächsin Kindtli, ein wächsene Krott, ein Scheibli Wachs und ein Rosenkranz». Da das Blatt zerrissen ist, kann die Krankheit leider nicht festgestellt werden; zweifellos handelt es sich dabei aber um ein Gebärmutterleiden, wofür in gewissen Gegenden Darstellungen von Kröten geopfert wurden.

Auch die früh und häufig bezeugte Sitte, daß man Kinder in Wachs abwog und die so bestimmte Menge als Votivgabe darbrachte, ist in Mariastein nachzuweisen. 1735 pilgerten Ferdinand Gump und seine Gattin von Rheinfeldern mit ihrem von einem Augenleiden geheilten Kind nach Mariastein, um ihr Gelübde zu erfüllen, «so bestunde in einer Kerzen so schwär am Gewicht, als damahlen das Kind im zwölften Jahr gewogen, die auch in der Gnaden-Capellen für so empfangene Gutthat zu einem Angedencken aufgestellt worden».

Als spezielle Votive seien erwähnt die Krücken, die von den Geheilten am Gnadenort aufgehängt wurden, ein Nagel, den ein Kind von Säckingen verschluckt hatte und «zue Gedächtnus dieses so herrlichen Wunders noch heut zu Tag dem begehrenden Pilger gewisen wird», und ein fünf Lot schwerer Blasenstein.

Wie ein farbiges Bilderbuch zu den Mirakelerzählungen, eine andere Biblia pauperum, wirkten die *Votivbil-*

der. Manche von ihnen wurden von den Erhörten an den Gnadenort gebracht, die meisten aber im Kloster selbst auf Bestellung der Pilger und gegen Bezahlung gemalt, wie ein im Klosterarchiv befindliches Blatt deutlich beweist. Es trägt die Ueberschrift «Verzeichnus der Miraculen, so noch zue mahlen sind», und enthält u. a. folgende Angaben: «Hans Grelliger von Reinach, cuis filius de quercu lapsus. — Von Therweyler wegen schwerer Kranckheit zu mahlen. — Zachariae von Arlissheimb zue bessern.» Andere Blätter enthalten kurze deutsche und lateinische Beschreibungen von Wundern und Angaben über die zu erstellenden Bilder:

«Anno 1661. Lorentz Näff, ab equo decidens iturus ad nuptias . . Juvenis 18 annorum formosus . . Nondum dedit pecuniam. Dabit tantum florenum.» Ein Lorentz Näff, der vom Pferd gestürzt und heil davongekommen war, ließ also auf Bezahlung des Bildes warten, erfüllte dann aber doch seine Schuldigkeit.

«Anno 1662. Die 19. octobris soluit votum personaliter et pro pictura dedit 12 ₣ 5 β. NB. Dz Pferdt mueß grauw sein und er ein rotten Mantel.» —

1667. Ein Mariae Bild und dz Kindt Jesus, darvor ein Baurenfrauw knient gemahlt werden, wie sie in dem Landt aufziehen.»

Aus diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, geht hervor, daß sich Größe und Qualität der Bilder, wie recht und billig, nach der Bezahlung richteten und daß sie nach genauen Angaben angefertigt wurden. Der Besteller wollte sich auf seiner Motivtafel wieder erkennen. Auch das große Reichensteinische Bild stimmt bis in alle Einzelheiten mit der detaillierten Beschreibung des Wunders durch den Pfirter Stadtschreiber überein. Daraus erhellt die große Bedeutung, die den Motivbildern für die Kenntnis der Trachten zukommt: Sie stellten die Leute dar, wie sie wirklich gekleidet waren — allerdings meist in der Sonntagstracht —, was von vielen geschminkten Trachtenbildern nicht immer behauptet werden kann.

Die Votivtafeln waren nicht nur verschieden nach Größe, Technik und Qualität, sondern auch nach ihrem Inhalt. Da fast alle alten Tafeln verschwunden sind, ist es unmöglich, sich eine genaue Vorstellung von ihnen zu machen. Aus den vielen erhaltenen Beschreibungen der Bilder geht aber hervor, daß die meisten auf einem Gemälde den Unfall oder die bestandene Gefahr darstellten. Sie waren mit dem Namen des Votanten und dem Datum versehen, manche dazu noch mit einer längern oder kürzern Erzählung. Gern kleidete man diese in Versform. Im Archiv des Klosters sind uns eine Menge solcher oft ergötzlicher Gedichte und Reimereien erhalten geblieben. Sicher sind auch sie von einem Mönch verfaßt worden. Hier einige Beispiele:

1652

Diß Wunderzeichen ein ehrbarer Man  
hatt lassen machen undt henckhen an,  
von Therweyl, genandt Arbogast Gschwindt,  
das gschehen mitt seinem liebsten Kindt.

Als dieser Knab noch under zwölf Jahren,  
wolt mit seinem Vatter ins Elsaß fahren,  
wirdt kranckh auf dem Weg, thuet sehr gschwellen,  
der Vatter an ihm nichts sparen wöllen.

Weil aber die Artzney half nit,  
wendt er sich zue Mariae Fürbitt,  
verlobt sein Sohn mitt guethem Vertrauwen  
in Stein zue Unser lieben Frauen.

Wird baldt trauf gsundt, die Gschwulst vergeht,  
zuem Zeichen hie dise Tafelen steht.  
Darumb, ihr Kranckhen, lehret hierbey,  
wo ihr solt suechen die beste Artzney.

1654

Als mein Kindt der Hals etlich Jahr  
ausbrochen undt verlöchert war,

nach großen Kosten undt Artzet Kunst  
 vergebens war undt alls umbsunst,  
 da denckht der Artzt mit mir zuegleich,  
 wie hie diß Orth so gnadenreich.  
 Verlobten hiemit insgemein  
 mein Töchterlein in diesen Stein.  
 Darauff das Kindt baldt worden gesundt,  
 Gott sey drumb danckt zue aller Stundt.

Mathis Stöcklin, der Artzt  
 Magdalena Meyrin, die Tochter  
 Agnes Hofferin, die Mueter.

Auffällig ist im vorliegenden Beispiel, daß der Arzt als Mitbeteiligter mit seinem Namen an erster Stelle steht. Wiederholt wird das Versagen des Arztes der göttlichen Hilfe und ihrem Erfolg gegenübergestellt. «Der Menschen Kunst war all umbsonst», klagt ein Spruch von 1657. Die Wallfahrt war oft der letzte Versuch nach langem Arznen. So berichtet eine Patientin, die über ein Jahr krank und «dorechtig wie ein kleines Kind» gewesen, in ihren Versen:

1657

Zuo Gottes Lob und Mariae Ehr  
 bring ich das kleine Deffelin hie her  
 Zu Jesum und Maria Rein  
 hier här in disen villedlen Stein,  
 will ich war kranckh im Haupt und den Augen mein,  
 ein gantzes Jahr litt große Pein.  
 Auch ein Monat war ich gantz blindt,  
 auch dorechtig wie ein kleines Kindt,  
 suochte auch vil Hilff, Medicin und Kunst,  
 sy nemen von mir das Geld, aber ihr Hilff ist umbsunst.

Aus dem Jahre 1659 stammen die Verse von der Rettung des Claus Germann aus Dittingen:

Als man ein Musterung angstellt,  
 brant ich los mein Musquet im Felt.

Da war mein Rohr mir gantz zersprungen,  
ein groß Stuckh durch d'Hirnschal getrungen.  
Umb Hilff ruoft ich Mariam im Stein,  
Herr Johann Wafflin Zeug wirdt sein.  
Secht Wunder, Gott hat mir das Leben  
und Gsundheit aufs Glybt wider geben.

Wenn hier von vielen Hunderten von Votivtafeln die Rede ist, so ist das nicht übertrieben. In einer Vorarbeit zum Mirakelbuch werden unter dem Titel «Tabellarum votivarum descriptio» für die Jahre 1650—1660 60 Tafeln und für das folgende Jahrzehnt gar 123 Tafeln erwähnt.

In der ersten Zeit wurden die Votivbilder (Monumenta miraculorum) am hölzernen Lettner angehängt, der bei der Restauration der Kapelle unter Abt Fintan um die Mitte des 17. Jahrhunderts errichtet worden war. Bald aber war, wie P. Anselm Dietler berichtet, «für die Ex Voto oder Gelübdtafeln und dankbaren Denkmäler empfangener Gnaden weder Raum noch Platz zu finden». Man brachte sie nun im Vorzeichen der Kirche unter, wo sie Dietler, der 1818 als Novize ins Kloster eintrat, noch gesehen hat. Er schreibt darüber: «Ein überraschendes Schauspiel bot sich dem Wanderer schon vor dem ersten Eintritte in die Hallen der majestätischen Klosterkirche dar. Den Giebel dieser Kirche entlang bildete ein auf hölzernen Säulen ruhendes Dach eine Vorhalle, deren Decke mit verschiedenen frommen Gemälden geziert war. Von der Mauerwand des Giebels blickte dem frommen Waller in buntem Gemische eine unzählige Menge Gelübdnisse oder Votivtafeln aus verschiedenen Zeiten und von Personen allerlei Standes und Ranges, Geschlechtes und Alters gleichsam als Repräsentanten des ganzen tausendfältigen hier betenden und getrösteten menschlichen Elendes entgegen.»

Als 1834 Abt Placidus Ackermann die neue Kirchenfassade aufführen ließ, wurde die Vorhalle abgebrochen. Dabei gingen viele Votivtafeln zugrunde und darunter

gerade die ältesten. Sie waren wohl, wie man das noch bisweilen trifft, an das Gebälk angenagelt gewesen. Die erhalten gebliebenen brachte man nun im Gang, der vom linken Seitenschiff zur Gnadenkapelle führt, unter. Es müssen ihrer noch sehr viele gewesen sein, denn Dietler, dessen Wallfahrtsgeschichte 1845 erschien, stellt im zweiten Teil seines Büchleins die Wunder «nach den noch vorhandenen Denkmalen» zusammen und führt deren, ohne, wie er sagt, vollständig sein zu können, gegen 300 an.

Im Kapellengang sah sie noch Johann Gühr (1821 bis 1888), der uns unter dem Pseudonym Franz von Sonnenfeld die trefflichen Schilderungen des Volkslebens im Schwarzbubenland geschenkt hat. In seinem 1863 erschienenen Roman «Zwischen braunen und schwarzen Kutten» schreibt er darüber Seite 104: «Dort, wo die vielstufige Treppe hinabführt und von Osten das helle Licht einfällt, hingen an der Wand unzählige Votivtafeln, die frommen Stiftungen der durch die Fürsprache des wunderthätigen Marienbildes aus vielerlei Nöthen und Gefahren Geretteten — darunter Bilder von schaudervoller Lebenswahrheit: Seestürme, Feuersbrünste, Schlachtgetümmel, Ueberschwemmungen, Waldszenen, Stilleben, eine schwere Geburt, Brechruhr, Blutsturz, aufgeschlitzte Bäuche mit heraushängenden Därmen — eine seltene Galerie dankerfüllter, den Ruhm der gnadenreichen Muttergottes verbreitender, das Vertrauen zu ihrem Schutze in unzweifelhaften Farben verkündender Gemälde!»

Und was ist heute noch vorhanden? Ein winziger Rest! Bei der durchgreifenden, nicht überaus glücklichen Kirchenrenovation, die zu Ende der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts begonnen wurde, sind alle plastischen Votive und der größte Teil der Votivbilder verloren gegangen. Was der Vernichtung entging, hängt jetzt in den beiden Vorhallen der Basilika.

Von den hier aufgehängten Bildern verdienten etwa zwei Dutzend unsere Aufmerksamkeit; doch müssen wir von einer eingehendern Würdigung absehen. Sie stammen

noch aus der Zeit vor der Klosteraufhebung und sind auf Holz, Leinwand, Papier und hinter Glas gemalt. Das größte unter ihnen geht auf ein Gelübde zurück, das die Gemeinden des solothurnischen Leimentals im Bauernkrieg von 1654 abgelegt hatten; die Zeit der Entstehung ist aber nicht genau festzustellen. In den Wolken sieht man, von Engeln umgeben, das Gnadenbild und darunter Mariastein und die Dörfer Metzleren, Rodersdorf, Hofstetten, Bättwil und Witterswil auf engem Raum zusammengedrängt. Eine lateinische Inschrift verherrlicht Maria als Patronin der Schweiz (*Patrona Helvetici soli*). Eine ähnliche große Tafel stiftete die Gemeinde Leimen 1820 für den in den vergangenen Kriegsjahren genossenen Schutz. Von den beiden ältesten, etwas kleinern eigentlichen Votivbildern zeigt die eine die Mißhandlung eines Priesters, dem die Eingeweide aus dem Leib gerissen werden, die andere das Innere eines Hauses mit zwei Müttern nach schwerer Geburt. Prächtig in der Farbengebung und ansprechend durch die Naivität der Darstellung ist ein kleines Bild, das ein Wagenunglück zum Gegenstand hat. Unter den übrigen finden sich einige beachtenswerte Trachtenbilder aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf italienischen Einfluß gehen die silbernen Herzen zurück, die in zwei Schaukästen vereinigt sind. Aus Frankreich stammt die Sitte Marmortafeln zu stiften, wie wir sie in großer Anzahl in der Gnadenkapelle und im Kapellengang treffen; die erste ist das Geschenk einer Pilgergruppe aus Paris, die Mariastein im Jahre 1864 besuchte.

Während heute Mariastein nach Einsiedeln der am meisten besuchte Wallfahrtsort der Schweiz ist, war sein altes *Einzugsgebiet* viel beschränkter. Von der Herkunft der Pilger im 17. Jahrhundert gibt uns das Mirakelbuch ein genaues Bild. Diese kamen natürlich vorerst aus der engern Umgebung, dem Leimental, Schwarzbubenland, Laufental und Birseck. Dank den engen Beziehungen des Klosters zur Stadt Solothurn vermochte die Wallfahrt auch auf der Südseite des Juras Fuß zu fassen. Das Frick-

tal, in dessen Nähe das berühmte Heiligtum des heiligen Fridolin lag, und das ehemalige Fürstbistum, das in Bonfol, Vorburg und der Loretokapelle bei Pruntrut vielbesuchte Wallfahrtsorte besaß, waren nur spärlich vertreten. Nur ganz vereinzelt Pilger stammten aus dem Luzernbiet und Zugerland. Ueberragend aber war der Anteil des Elsasses. Das Einzugsgebiet erstreckte sich hier im wesentlichen über das Gebiet, das im Osten durch den Rhein, im Norden und Westen durch eine von Breisach über Kolmar und Maßmünster nach Delle verlaufende Linie begrenzt werden kann. Die meisten Pilger stammten aus dem vordern Sundgau und der Gegend von Altkirch und Pfirt. Bis zur Revolution war Mariastein *der* Wallfahrtsort des Sundgauervolkes.

Die *Pilgerwege*, die nach Mariastein führen, haben bis auf den heutigen Tag viel von ihrem sakralen Charakter bewahrt. In Flüh steht am Anfang des steilen Wallfahrtsweges ein steinernes Kreuz und weiter oben der Magdalenenbrunnen, von dem die Sage zu berichten weiß, er sei von einer vornehmen Pilgerin gestiftet worden. (In Flüh fanden die Pilgerscharen vor der Erbauung der Pilgerherberge in Mariastein Unterkunft im Badhaus. Solothurn hatte dabei ein Halseisen und ein Fähnlein aufgestellt, damit die Fremden sahen, daß sie sich auf solothurnischem Gebiet befanden.) Vom Elsaß her führten die Wege über Rodersdorf und von Leimen her über den Tannwald. Längs des Steinweges, der von Rodersdorf über den Berg führt, wurden Kreuzwegstationen errichtet, und über dem Tannwald lud eine schöne in Stein gehauene Kreuzigungsgruppe zu einem kurzen Gebet ein. Auch die vielen Kreuze, die an den Wegen stehen, die von Metzlerlen und Hofstetten herführen, sagten dem Wallfahrer, daß er in der Nähe des ersehnten Zieles sei.

An bemerkenswerten *Wallfahrtssitten* hat sich nur wenig erhalten. Wie A. Quiquerez und A. Vautrety berichten, nahmen Pilger, die die Wallfahrt nach Mariastein zum erstenmal machten, von zu Hause einen Stein mit

und warfen ihn auf der Höhe des Blauen auf einen Haufen. Sie glaubten, die Mönche von Mariastein würden hier einmal eine Kapelle bauen, wenn genug Steine beisammen wären. Auch in eine Vertiefung neben dem Weg zwischen Metzlerlen und Mariastein sollen die Wallfahrer Steine geworfen haben. Beide Bräuche sind heute in Vergessenheit geraten. Sehr wahrscheinlich handelt es sich beim erstern nicht, wie Quiquerez meint, um die Besänftigung eines Dämonen, sondern eher um eine Wallfahrtserschwerung, die man sich freiwillig auferlegte.

Auch bei der Wallfahrt von Mariastein läßt sich eine Wellenbewegung feststellen, wie dies R. Kriß bei den bayrischen Wallfahrten beobachtet hat. Auf Zeiten des Aufschwungs folgen Zeiten des Niedergangs. Zwar hat gerade in den letzten Jahrzehnten der Zustrom der Pilger stark zugenommen, wobei natürlich die ungleich günstigeren Verkehrsverhältnisse eine große Rolle spielen. Nie im 17. Jahrhundert dürften an einem Tage an die 30 000 Personen nach Mariastein gepilgert sein, wie dies am Krönungsfeste der Fall war. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Wallfahrtswesen an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt ist, daß der Volksglaube *alten* Stils und das *alte* Wallfahrtsbrauchtum am Aussterben sind. Dies gilt, wohlverstanden, nicht nur für Mariastein, sondern für alle Wallfahrten, wie sich ja Aehnliches auch vom profanen Brauchtum sagen läßt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Wallfahrtsbetrieb oberflächlicher geworden wäre — im Gegenteil, er ist kirchlicher, man möchte sagen, puritanischer geworden und damit auch volkskundlich weniger interessant. Ob die alten Traditionen wirklich am Aussterben sind, mag die Zukunft lehren.

---